

daran werden die Quellen ausgewertet unter der Perspektive der Familiarität, also mit Blick auf die Rollenstrukturen, Handlungsmuster, Erziehungsnormen, Medienoptionen usw., die die Familienkultur der jeweiligen Epoche charakterisieren. In einem dritten Schritt werden die Quellen erneut gesichtet im Hinblick auf die Individualebene der konkreten lesesozialisatorischen Interaktionen, die sie realisieren (sollen) – wobei die Daten jeweils in ihrem diskursiven Eigencharakter als normative Texte (Erziehungsratgeber), literarästhetische Texte (Kinderliteratur) bzw. lebensgeschichtliche Selbstdarstellungen (Autobiographien) berücksichtigt und als heterogene miteinander abgeglichen werden.

Die Studie gewinnt ihre Validität und Respekt einflößende Systematik aus der Strenge, mit der der Theorierahmen expliziert, begründet und gefüllt wird. Immer wieder verorten sich die einzelnen Kapitel in dem Mehrebenenmodell und seiner komplexen, aber transparenten Logik. Das bewirkt in der Gesamtarchitektur des vorliegenden Buches auch Redundanzen und bisweilen Explikationen auf hohem Abstraktionsgrad, stellt aber doch erst den Vergleich der historisch weit auseinander liegenden mediensozialisatorischen familiären Interaktionen auf solide Füße. Zugleich orientiert diese Systemstrenge den Leser/die Leserin immer, in welchem Kontext und mit welchem Ziel der vorliegende Abschnitt dem Gesamtkontext zuzuordnen ist. Ihre Faszination entfaltet die Studie im Gegensatz dazu in den anregenden und hoch verdichteten Darstellungen von Detailmomenten: Wie sich der häusliche Leseunterricht durch die Mutter um 1830 zu vollziehen hatte und wie er sich wohl vollzog, dass um 1900 die literarische Genussfähigkeit auf der kinderliterarischen Agenda steht und wie in den unterschiedlichen Datenquellen – Erziehungsratgeber, Kinderliteratur, Autobiographien – dieser Anspruch an Boden gewinnt, oder wie das „emanzipatorische Reformprojekt Kinderliteratur“ um 1980 bei aller kulturrevolutionären Rhetorik auf doch in vielerlei Hinsicht konventionelle Familienstrukturen Eingang fand und die Medienlandschaft der damaligen Kinder mit bestimmte. Die Studie ist reich an komprimierten, thematisch konzentrierten Unterkapiteln, die anschaulich überraschende und beeindruckende Details aus dem Themengebiet der historischen Lesesozialisation bieten und in ihrer Summe die Konturen

eines Kulturmusters entfalten, das sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Bürgertum etablierte und zu Beginn des 2. Jahrtausends mit der Differenzierung des Medienangebots von hoher Aktualität ist.

Cornelia Rosebrock

Bernhard Pörksen

Die Beobachtung des Beobachters

Eine Erkenntnistheorie der Journalistik

Konstanz: UVK, 2006. – 362 S.

ISBN 3-89669-581-9

1. In der Diskussion über die Einführung von BA- und MA-Studiengängen, die von verkürzten Studienzeiten und einer forcierten Praxisorientierung ausgeht, hat das Thema des Verhältnisses von Theorie und Praxis, das im Journalismus wie in der Journalistik seit jeher Konjunktur gehabt hat, eine neue Wendung erfahren. Kann man sich, so die Frage, intensive Beschäftigung mit Theorien unter dem Zeitdruck der neuen Studiengänge überhaupt noch leisten? Die Antwort, die der Autor in diesem Buch erarbeitet, lautet eindeutig: Man *must* sie sich leisten, wenn man eine verantwortbare Journalistenausbildung anbieten will. Um diese Antwort plausibel zu machen, konzentriert sich das Buch auf zwei Schwerpunkte, und zwar auf eine Erkenntnistheorie der Journalistik sowie auf eine Theorie der Journalistenausbildung. Als theoretische Referenz dienen dabei Argumentationsangebote, die pauschal unter dem Label „Konstruktivismus“ zusammengefasst werden.

Angeichts der Beobachtung, dass es keine einheitliche Theorie des Konstruktivismus gibt, sondern eine Fülle durchaus auch divergierender Ansätze, tut der Autor gut daran, diejenigen Argumentationsstränge zu bestimmen, die er seinen Überlegungen zugrunde legen will. Dieses nicht eben leichte Vorhaben gelingt ihm deshalb überzeugend, weil er in den letzten Jahren mit allen führenden Vertretern „des“ Konstruktivismus intensive und in Buchform dokumentierte Gespräche geführt hat und darüber hinaus die Schriften der Autoren im Diskurs des Konstruktivismus genau kennt und einordnen kann. Die Argumentationsvariante, für die sich der Autor dann entscheidet, kennzeichnet er als „diskursiven Konstruktivismus“, den er nicht als neues Paradigma, als

Denkschule oder Meta-Dogmatismus einordnet, sondern als Spiel mit Beobachtungsvarianten, die in erster Linie Irritationen erzeugen sollen, die sowohl in der Journalistik als auch in der Journalistenausbildung theoretisch und praktisch genutzt werden können und sollen.

2. Die Denkfiguren konstruktivistischer Diskurse, deren sich der Autor bedient, sind rasch zusammengestellt: Es geht um den Übergang von ontologischen Was-Fragen zu prozessorientierten Wie-Fragen, um die strikte Berücksichtigung des Beobachters, auf den alle Aussagen zurückgeführt werden müssen, um den dadurch plausiblen Abschied von absoluten Wirklichkeits-, Wahrheits- und Wertvorstellungen, sowie um ein intensives Interesse an Differenz, Autologie, Paradoxien und Selbstreferenz. Akzeptiert man diese Umorientierung traditionellen realistischen wie idealistischen Denkens, dann ergeben sich daraus erhebliche Konsequenzen für Theorie und Praxis des Journalismus. Diese reichen von einer Sensibilisierung für die Implikate der jeweils benutzten Sprache(n) der Journalisten über medienepistemologische Neubewertungen des Verhältnisses von Ereignis und Nachricht, Medienwirklichkeit, Gattungen und Ordnungsmuster, Objektivität und Authentizität bis zu ethischen Sensibilisierungen hinsichtlich der Eigenverantwortung und Entscheidungsfreiheit von Journalisten im Kontext ökonomisch dominierter Redaktionspraxen.

Bei der Behandlung all dieser Fragen tritt der Verfasser nicht als Experte mit Wahrheitsanspruch auf, sondern als jemand, der mit seinem Denkstil (sensu L. Fleck) um das Interesse seiner Leserinnen wirbt, Denk- und Beobachtungsangebote unterbreitet und das Für und Wider verschiedener Positionen ohne Voreingenommenheit diskutiert. Mit dem Ziel, Handlungsvollzüge in Beobachtungsgegenstände zu transformieren und Handlungsalternativen sichtbar zu machen (S. 251), löst er den Anspruch ein, der im Titel seines Buches enthalten ist: die Beobachtung des Beobachters, also die Beobachtung zweiter Ordnung, die unweigerlich die Kontingenz allen Handelns und Kommunizierens visibilisiert, und die gerade die Bewohner von Medienkulturgesellschaften als tägliche Erfahrung erleben.

3. Die mit der von ihm vertretenen Erkenntnistheorie verbundene Entscheidung für Pluralismus, kognitive Autonomie, Prozessorientierung, Differenz und Relativierung von

Expertentum prägt konsequenter Weise seine Vorschläge für eine kritische Journalistenausbildung, die zwei Grundsätze umzusetzen versucht: die Respektierung jedes einzelnen Menschen und den Übergang von einer Instruktionsdidaktik zu einer Ermöglichungs- und Irritationsdidaktik, die sich so weit wie möglich an dialogischen Formen orientieren soll. Konstruktivistische Dozenten, so der Verfasser, sollen sich an fünf Rollenbildern orientieren: am sokratischen Mäuten, am Moderator, am Forscher bzw. Leiter einer Expedition, an der Ironikerin und am Irritationsagenten. In diesen Rollen sollen sie den angehenden Journalistinnen Kontingenzbewusstsein vermitteln, nicht um ihnen einen Freibrief für Willkür und Beliebigkeit auszustellen, sondern um ihnen einsichtig zu machen, dass sie angesichts pluraler Wirklichkeitskonstruktionen jedes Einzelnen, die nur durch kulturelle Konventionen miteinander kompatibel gemacht werden, die Verantwortung für die von ihnen erstellten Medienwirklichkeiten übernehmen müssen. Dazu gehört, dass angehende Journalisten zum einen die epistemologischen Voraussetzungen ihres Handelns kennen lernen und die Konsequenzen daraus ziehen; dazu gehört zweitens, dass sie ihr medienspezifisches Handwerkszeug beherrschen lernen; dazu gehört drittens, dass sie die ethischen Paradoxien ihres Handelns zwischen Wahrheitsanspruch und Kontingenzbewusstsein einzusehen und zu bewältigen lernen.

4. Pörksens Buch überzeugt konstruktivistisch interessierte Leser und Leserinnen und wird viele neue Interessenten dieser Denkweise gewinnen. Der Autor vermittelt zwischen Gegensätzen im Diskurs der Journalistik, weil er die gegnerischen Positionen gelesen hat und fair behandelt, was man von vielen anderen Autoren nicht gerade behaupten kann. Er zeigt sich geduldig im Aushalten von Unwissen, Paradoxien und unbeantworteten bzw. unbeantwortbaren Fragen. Hinter seinen Überlegungen steht deutlich erkennbar immer die Frage, wozu die theoretischen Überlegungen in der Praxis führen und ob diese Konsequenzen wissenschaftlich und ethisch vertretbar sind.

Ein Buch, kurzum, das zur richtigen Zeit erscheint und allen angehenden wie allen praktizierenden Journalisten wie Journalistikerinnen ohne Einschränkung zu empfehlen ist.

Siegfried J. Schmidt